Vanitas.

Von Ernst Staus.

Ist das ein wildes Hasten
Auf dieser armen Welt!
Ein fieberhaftes Jagen
Nach Ehren, Ruhm und Geld.

Wie sie sich müde hetzen!
Kein Mensch hat heute Zeit,
Als gält' es zu erhaschen
Die ew'ge Seligkeit.

Es deucht als Einsatz ihnen
Die Ehre kaum zu viel —
Ein krampfhaft-tolles Rennen,
Ein Rennen ohne Ziel.

Sie opfern Ehr' und Eintracht —
Würde und Mannesstolz —
Und alles um vier Bretter
Und um ein Kreuz von Holz...!

Ein Katzenfreund.

Ueber einen originellen Thierfreund, den berühmten Maler Eduardo Dalbono, berichtet ein neapolitanischer Brief des „Giornale d'Italia": Ein hiesiges Blatt brachte kürzlich die Mittheilung, daß ein Bewohner eines Palazzos in Via Montoliveto eine Beschwerde an den Bürgermeister gerichtet habe, in der er erklärt, das Miauen der fünfzehn Katzen müde zu sein, die der Maler Dalbono in seiner Wohnung halte, um sie als Modelle zu gebrauchen. Der Maler, auf den sich diese Mittheilung vollzieht, ist der berühmte Künstler, der mit seinen Werken Neapels Himmel und Meer verherrlicht, der „Ariost unter den Malern", wie ihn ein Bewunderer genannt hat. Aber die Zahl seiner Katzen beträgt nicht fünfzehn, sondern vierzig. In seiner Thierfreundschaft übertrifft er noch seine Collegen Filippo Palizzi und Rosa Bonheur. Die originelle Vorliebe des Künstlers für die Thiere ist schwer zu erklären, indessen ist Dalbono auch sonst ein seltsamer Mensch. Sein Charakter ist ein Gemisch von Naivetät, Stolz, Anmuth, Leichtgläubigkeit, Phantastik und Bizarrerie. Als er in der Akademie zu Neapel die Trauerrede auf Domenico Morelli hielt, unterbrach er von Zeit zu Zeit seinen herrlichen Vortrag, um ein Stück Brot oder eine Kastanie zu naschen, die er in seinen Taschen trug, zum größten Aergerniß der ernsten und gelehrten Akademiker. Als Premierminister Zanardelli nach Neapel kam, erschien auch „Don Eduardo" zum Festbankett, aber in hellen gestreiften Hosen und einem Frack aus dem Jahre 1830. Eines Tages spazierte er mit dem Dialektdichter Salvatore di Giacomo durch die Straßen, plötzlich blieb er stehen und trat, ohne ein Wort zu sagen, in den nächsten Fleischerladen. Hier ersteht er ein Stück Fleisch, läßt es in dünne Streifen zerschneiden und giebt es einem mageren Hunde, der an einer Gassenecke in einem Müllhaufen herumstöberte. „Hast Du nicht bemerkt, wie er mich anschaute?" fragte er darauf den Freunde. „Was für Augen! Man las in ihnen den Hunger."

Alles dieses ist aber bei Dalbono keine Pose. Es giebt wohl wenig Menschen, die eine solche Verachtung gegen gute Kleidung zeigen, wie er. Sein Hut, der ihm schief über ein Ohr und halb im Nacken sitzt, ein niedriger Urvätercylinder, sein Rock ein Mittelding zwischen Jacke und Talar, dessen Taschen unergründlich sind, seine Beinkleider — die im Sommer aus grauer Leinwand bestehen — sind entweder zu kurz oder zu lang. Im Winter trägt Don Eduardo einen Shawl, in den er sich einhüllt, als sei er ein Königsmantel, dazu trägt er zwei Paar Schuhe, ein Paar über das andere, er läßt sie sich eigens anfertigen. Von Figur klein, mit unruhigen Augen, dünnem, aber borstigen weißen Bart sieht er an sich schon originell aus. Dazu kommt seine lebhafte, von vielen Gesten begleitete Sprechweise. Wegen seiner Liebe für die Katzen ist Dalbono beim Volke von Neapel ebenso bekannt, als in der Kunstwelt durch seine Bilder „Sirenenlegende" und „Das Gelübbe an die Madonna vom Berge Karmel".

Doch besuchen wir ihn und seine Katzen in seiner Behausung hinter der Post, die er schon seit vierzig Jahren inne hat. Kaum ist man in den kleinen Saal eingetreten, von dem aus man eine Flucht von sechs bis sieben Zimmern sieht, die mit Kunstgegenständen vollgepfropft sind, so trifft uns ein seltsamer süßer Geruch. Plötzlich hören wir ein klagendes Miau, wie das Weinen eines Kindes. Don Eduardo kommt uns freundlich entgegen und führt uns in eines der Nebenzimmer, wo Gobelins, Gemälde, Statuen, Teppiche, antike Möbel in ihrem Kunterbunt das Auge überraschen, während die Nase wieder den süßlichen stickigen Geruch wahrnimmt. Alle Möbel stehen in guter Ordnung da, sind auch reinlich, aber das Polster des Sophas zeigt Risse, und der prachtvolle Teppich verdächtige Flecken. Während wir sprachen, streckten drei oder vier Katzen ihre Pfoten durch das Gitter, das das Zimmer vom Balkon trennt, oder rütteln ungeduldig daran. „Ruhig Sasa, ruhig Nini, ruhig Serpentello, ruhig Nenica!" ruft Dalbono. Doch da kommt eine andere Katze mit schwarzem Sammetfell und Smaragdaugen, und da sie sieht, daß die Bemühungen der Gefährtinnen erfolglos bleiben, beginnt sie ein Miau-Fortissimo. Und nun nahen sich zwei andere geschmeidige Katzen, langgeschwänzt, die mit einer gewissen Verwunderung in das Zimmer hineinstarren und dann ebenfalls miauen, eine von ihnen hat aber in ihrem Schrei etwas Menschliches.

„Was wollen die Thiere?"

„Nichts," versetzt der Hausherr, „so thun sie immer, wenn sie mich sehen."

Die Katzen leben ganz frei auf einer Balkonterrasse, deren Mauer durch Bretter erhöht ist, um die Flucht unmöglich zu machen. An den beiden Enden dieser Terrasse sind Holzzimmerchen, eins für die männlichen, das andere für die weiblichen Thiere. Jedes Zimmerchen zerfällt in einen Speise- und Schlafsaal. Aber die Katzen bleiben nicht immer auf der Terrasse, die eine oder die andere versteht es mit List, sich dann und wann in die Wohnung zu schleichen. Eines Tages sitzt Don Eduardo in seinem Atelier und in einem Augenblicke glücklicher Inspiration arbeitet er an den Ruinen von Cumae, als ein Kätzlein mit schwarzem Bart und weißer Brust vorsichtig eintritt, sich heranschmiegt und mit einem Satz auf des Malers Schulter springt. Der Pinsel fällt und beschmutzt das Bild in schrecklicher Weise. Doch der Maler zürnt nicht. Mit Liebkosungen und süßen Woretnüb »d,« BaN und süßen Worten überredet er das Thierchen, fortzugehen. Dann aber schließt er die Thüre. Ueber seine eigenthümliche Liebhaberei befragt, antwortete er eines Tages: „Ich bin ein unverbesserlicher Thierfreund. Die Menschen mißbrauchen die Thiere, diese schwachen Geschöpfe, die doch ein Geheimniß für die Wissenschaft sind. Es ist sicherlich kein Vergnügen, so viel Katzen im Hause zu haben, aber wenn ich bedenke, daß sie anderswo mißhandelt und Hunger leiden würden, so schmerzt mich das so, daß ich mich nicht von ihnen trennen kann und sogar entschlossen bin, noch andere zu mir zu nehmen, die sonst zu Grunde gehen würden." Einmal gelang es einer seiner Katzen, man weiß nicht wie, zu entfliehen. Dalbono schickte seinen Diener eine ganze Woche lang, um die Entflohene zu suchen, und versprach sogar eine Belohnung von zwanzig Lire dem, der die Katze zurückbringt. Da fällt ihm ein, die Katze könne sich in die Nachbarwohnung, die seinen Verwandten gehört, begeben haben. Die Verwandten aber waren in Paris, die Katze konnte also Gefahr laufen, zu verhungern. Kurz entschlossen, bricht der Maler ein Loch in die Wand und ruft nach der Verlorenen, die aber nicht erscheint.

Das Diner der Katzen ist ein feierliches Ereigniß. Der Hausherr überwacht in der Küche selbst alle Vorbereitungen, ja er läßt sogar alle Fische entgräten. Die Sorge, daß eine seiner Pflegebefohlenen Schaden nehmen könnte, läßt ihn noch übertriebenere Maßregeln anordnen. Wehe dem Diener, der eine Nadel, eine Feder, ein Streichhölzchen herumliegen läßt! Die neapolitanische Künstlerwelt behauptet, Don Eduardo glaube an die Seelenwanderung, und daher stamme seine Freundschaft für die Thiere. Man erzählt sogar, er sei fest davon überzeugt gewesen, daß in einer seiner Lieblingskatzen der Geist eines Freundes stecke, und als das Thier starb, sei er untröstlich gewesen.

Der Lump.

Aus dem Ungarischen des Martin Zöldi.

Der wohlgeborene Herr Michael Terge war gerade dreißig Jahre alt, als er fertig war, mit seinem Vermögen nämlich. Bis auf den letzten Heller hatte er es verlumpt. Von den zwölfhundert Joch Acker war keine Furche sein eigen geblieben, von den Pferdeschaaren kein Füllen, von den Viehheerden kein Jährling und von dem Haus seiner Väter kein Ziegelstein. Eins nach dem anderen hatte er vertrunken. Das „Vertrinken" ist hier übrigens ein Sammelname, unter dem Karten, Weiber und Zigeuner gleichfalls zu verstehen sind.

Zehn Jahre hatte das Leben in Saus und Braus gedauert. Ernste, sachkundige Männer hatten bereitwillig anerkannt, daß es in sieben Komitaten nicht einen gab, der bessere Einfälle hatte, der genialer zu lumpen verstand, als der träumerische, hübsche, junge Mann, der im Colleg zu Debreczin so fleißig gewesen war, daß er nach der Aussage des Herrn Pastors sogar Hebräisch gelernt hatte.

In Lumpenkreisen blieb seine Autorität auch bis zur letzten Minute unangetastet. Selbst den Perci Lokay getraute man sich nicht, ihm an die Seite zu stellen, obwohl dieser ein dreimal so großes Vermögen auf den Kopf gehauen hatte. Denn wenn Terge sich amüsirte, war selbst das Zuschauen eine Freude. Er war ein Virtuose im Aushecken stilgerechter Tollheiten. Discret und vornehm verschwenden kann auch nicht jeder. Dazu gehört Intelligenz!

Wenn die Zigeuner für ihn spielten, war die Musik kaum hörbar. Er saß neben dem Zimbal und hörte stumm zu. Niemals kam ein heftiges Wort über seine Lippen; niemals fluchte er. Nur hatte er die Gewohnheit, Banknoten auf das Zimbal zu streuen, die der Zigeuner dann unter die Saiten bugsiren mußte, ohne das Spiel zu unterbrechen und ohne die Hand zu Hilfe zu nehmen: nur mit dem Schläger. Damit vergnügte sich Terge oft bis in den lichten Tag hinein.

Berühmt wurde ein Stückchen, das er in der Csuroger Csarda geliefert hatte.

Er und seine Freunde hatten dort unmäßig gezecht. Allmählich waren sie von der Müdigkeit überkommen worden und die Kumpane beklagten sich, daß es noch zu finster sei, um nach Hause gehen zu können.

„Dem kann abgeholfen werden," hatte Terge ruhig erwidert. Ein Zündholzschächtelchen in der Hand, war er darauf hinausgegangen, und eine Minute später sprühte das Strohdach der Czarda in hellen Flammengarben zum Himmel auf, die nächtige Heide mit langen, zitternden Lichtstreifen überziehend. Alle flüchten und machten, daß sie davonkamen. Nur der Besitzer der Czarda wieherte vor Vergnügen. Er kannte seine Pappenheimer und erzählte bis an seinen Tod von diesem Streich, der ihm fünfhundert Gulden eingetragen hatte.

Den eigentlichen Verkehrskreis Terges umgab übrigens ein mystisches Dunkel. Bald kneipte er mit Grafen, bald mit Gerbergesellen. Sogar mit verfolgten Betyaren, denen der Pandur auf den Fersen saß, hatte man ihn in einer verrufenen Tanya Schmollis trinken gesehen. Aber das hatten andere vor ihm auch schon gethan. Geheimnißvoller, unerklärlicher war eine andere Eigenschaft von ihm: er pumpte nie! Als er sein letztes Reitpferd verkauft und seinen letzten Windhund verschenkt hatte, hatte er keinen Kreuzer Schulden. Seine Kumpane schüttelten die Köpfe darüber. Mit Recht. So etwas widersprach ihrer Lebensauffassung. — —

„Was wird der Terge nun anfangen," fragte man sich nach seinem Zusammenbruch. Die ganze Stadt war darauf neugierig. Sogar der alte Lazar, der reiche, rumänische Kaufmann, der Terges Gut nach und nach angekauft hatte. Erst zwei Tanyas, dann das große Herrenhaus mit dem übrigen...

„Meinetwegen können Sie noch ein, zwei Jahre darin wohnen," hatte der outherzige Rumäne ihm gesagt. „Und wenn Sie ein- oder zweihundert Gulden brauchen..."

Aber Terge hatte einfach abgelehnt.

„Danke, Lazar. Ich lebe nicht auf Credit."

Er that es auch wirklich nicht. Er zog in das Haus eines seiner früheren Knechte, in eine erdige Stube, für die er zwanzig Gulden Jahresmiethe im vornhinein bezahlte. Sein ganzes Mobiliar bestand aus einer verrosteten Flinte und zwei Meerschaumpfeifen.

Kurz nach seinem Einzuge besuchte ihn Perci Lokay. Nachdem er sich an der niedrigen Thür den Kopf halb zerschlagen hatte, entdeckte er Michael Terge im dunklen Zimmer auf einer umgedrehten Schafsbunda.

„Also, Kamerad, was wirst du jetzt beginnen?"

„Bis morgen früh überleg' ich's mir..."

„Bis morgen früh?"

„Nun ja, übereilen will ich nichts."

„Hör', ich will dir einen guten Rath geben..."

„Den kann man immer anhören," meinte Terge gähnend. Viel schien ihm aber nicht daran zu liegen.

„Ich weiß, daß du nichts mehr besitzt..."

„Stimmt!"

„Nun, du kannst dich glänzend rangiren und dreimal so viel in die Hände bekommen, wie du je gehabt hast!"

„Könnt' es brauchen," war die phlegmatische Antwort.

„Miklos, ich sprech' im Ernst."

„Also bitte: schieß los!"

„Die Tochter des alten Lazar ist bis über beide Ohren in dich verliebt..."

„Ist sie verrückt? Nicht zwei Worte hab' ich mit ihr gesprochen..."

„Es ist aber so! Wenn du sie heirathest."

„Das fehlte mir gerade," lachte Terge.

„Aber, Mensch, weißt du, wie reich der Alte ist? In seinem Keller hat er die Dukaten scheffelweise! Das ist keine Uebertreibung. Ich weiß es von einem, der es gesehen hat."

Michael Terge erhob sich gemächlich von seiner Pritsche.

„Weißt du, Perci," sagte er dann gelangweilt, „wenn du mir vorschlügst, bei ihm einzubrechen und die Dukaten zu stehlen, würde ich vielleicht darauf eingehen. Daß ich sie ihm aber mit Hilfe seiner Tochter abgaunern soll, ist mir zu gemein."

Perci zuckte die Achseln.

„Du bist ein Narr. Wie du willst. — Also in dieser Stube hier willst du wohnen?"

„Ich habe behaglich Platz darin."

Perci betrachtete die kahlen Wände.

„Sieh 'mal, das alte Gewehr dort könntest du mir geben."

„Bitte, nimm es dir."

„Ich hänge meins dafür an den Nagel. Ein Doppellauf. Mit Kugeln geladen... Servus!"

Perci wettete an diesem Abend im Casino, daß sich Terge bis morgen früh erschossen haben würde. Er verlor aber seine Wette, denn Michael Terge erschoß sich nicht, sondern ging am anderen Tag geradenwegs zum Vicegespan, der sein Taufpathe war.

„Wenn es irgend ein Amt für mich gäbe, Pathe! Ich habe etliche Qualifikationen — —"

Der alte Vicegespan schüttelte seinen grauen Kopf.

„Hm, mein Junge, du bist ein Rebus, aber kein Mensch. Ich verstehe dich ganz und gar nicht."

„Ich werde den Rebus ehrlich lösen, Pathe."

Er erzählte dem alten Herrn ein Erlebniß aus seiner Jugend. Als Student hatte er einem Streite beigewohnt, in dessen Verlauf seine Großmutter dem Vater vorwarf, das Vermögen durch einen falschen Schwur an sich gebracht zu haben. Seine eigene Schwester sollte der Vater darum betrogen haben, und diese Schwester, seine, Michaels, Tante, wäre darüber irrsinnig geworden.

„Damals beschloß ich, das zu werden, was ich zehn Jahre hindurch war! Unrecht erworben — liederlich vergeudet! Jetzt bin ich fertig mit dem verfluchten Gut."

„Schulden hast du nicht?" fragte der Vicegespan, ihm streng in die Augen sehend.

„Nur so viel, wie der Speck kostet, den ich heut' früh gegessen habe."

* * *

Eine Woche später wurde er zum Komitatsschreiber ernannt. Von nun an saß er von früh bis spät im Bureau, und Trunk und Spiel existirten nicht mehr für ihn. Selbst am Namenstag seines Pathen trank er nicht mehr als ein Glas Wein.

In der ersten Zeit wurde man nicht müde, den Kopf über ihn zu schütteln. Eine derartige Umwandlung hatte Niemand für möglich gehalten. Es gab auch Manchen, der ihn mit heimlichem Mißtrauen betrachtete und sich den Schädel zerbrach, was Terge wohl im Schilde führen möge. Einem so berüchtigten Verschwender traute man alles zu, nur nichts Gutes.

Auch der alte Lazar setzte stets seine Brille auf, wenn Terge, der sein Nachbar geworden war, an seinem Gewölbe vorüberging. Er wußte auch nicht recht, was er denken sollte, und versuchte öfters ein Gespräch anzuknüpfen.

„Belieben Sie nicht auf die Jagd zu gehen? Ich habe einige sehr schöne Gewehre..."

„Danke, Lazar, ich habe keine Zeit!"

Allmählich beruhigten sich die erstaunten Gemüther und schließlich einigte man sich dahin, daß der „Lump" Michael Terge definitiv todt und nur der tüchtige, talentvolle Mann zurückgeblieben sei, der es noch zu Gott weiß was bringen könne. Man sprach sogar darüber, daß er schon bei der nächsten Vakanz Stuhlrichter werden würde. Verstand hatte er, wie jeder zugab, noch einmal so viel, als dazu erforderlich war.

In einer Sonntagsfrühe, als Terge eben das Haus verlassen wollte, wurde seine Thür plötzlich jäh aufgerissen und sein Nachbar, der alte Lazar, stürzte in das Zimmer.

„Gnädiger Herr," schrie er kreischend und außer Athem, „ich bin ein Bettler. Beraubt, ausgeplündert hat man mich heut' Nacht! Die Wirthschafterin, meine Tochter, mich, den Commis, den Kuhknecht, Alle haben die Betyaren gebunden. Dann sind sie in den Keller eingebrochen und haben meine Dukaten gestohlen. Alles gute, kaiserliche Dukaten, ein ganzes Maß voll, gnädiger Herr!"

„Dukaten?" fragte Terge mit gerunzelter Stirn. Es fiel ihm ein, daß man schon einmal darüber mit ihm geredet hatte.

„Ja, gnädiger Herr! Ein Maß, wie ich sie von meinem Vater geerbt habe."

„Warten Sie, Lazar, haben Sie einen bestimmten Verdacht?"

„Auf Keinen und auf Alle. Was weiß ich? Fünf oder sechs waren es, in bunte Tücher gemummt — ich erkannte sie nicht. Ich bin ein Bettler!"

Terge dachte eine Weile nach. Eine ganz seltsame Idee setzte sich in seinem Kopfe fest.

„Können Sie mir dreihundert Gulden borgen, Lazar?"

Der Rumäne machte ein verdutztes Gesicht.

„Dreitausend auch!" sagte er dann schnell. „Gottlob, mir blieb noch genug, um die Stadt zu kaufen. Ich weiß, daß der gnädige Herr ein Ehrenmann ist. Aber wenn Sie wüßten, was ich reden gehört habe —"

„Daß ich Sie ausgeplündert habe?" fragte Terge ruhig.

„Ja! Die Esel, die Dummköpfe! Wenn ich der gnädige Herr wäre —"

„Lassen Sie nur," erwiderte Terge finster. „Die Leute meinen nur, daß aus einem Lumpen Alles werden kann — und ein Lump war ich ja."

„Für's Gewesene geb' ich nichts! Ich weiß, daß der gnädige Herr ein Ehrenmann sind. Hier sind die dreihundert Gulden!"

Der alte Lazar, der sich vor fünf Minuten noch als Bettler declarirt hatte, holte aus einer sehr wohlgespickten Brieftasche drei Hunderter hervor und legte sie auf den Tisch.

„Ich gebe Ihnen einen Schuldschein, Lazar. Jeden Monat zahle ich zehn Gulden zurück."

Als der Rumäne sich entfernt hatte, begab sich Terge in das Amt, wo er zwei Stunden lang mit dem Gendarmerieführer verhandelte. Am Abend ging er, nach drei Jahren zum ersten Mal, wieder in das Wirthshaus und setzte sich auf seinen alten Platz. Er ließ sich Wein bringen und die Zigeuner mußten ihm seine alten Lieder in das Ohr geigen.

Nach neun Uhr betrat Perci Lokay die Kneipe.

„Nanu, Miklos, wie kommst du hierher?"

„Hab' geerbt, Freundchen! Nur ein paar tausend Gulden, aber ein Fäßchen laß ich doch anzapfen!"

„Holla, das ist gescheidt!"

Bis um Mitternacht tranken sie zusammen. Terge beklagte sich, daß er nichts mehr vertragen könne.

„Dieser Teufelswein bringt mich um. Es wird besser sein, wenn ich nach Hause gehe."

Perci, der den ganzen Abend über unruhig und mitunter seltsam zerstreut war, redete ihm aber wieder zu. Perci war auch viel weniger heiter als gewöhnlich. Er sah düster vor sich hin und klagte ein über das andere Mal, wie schwer es sei, sich Geld zu verschaffen.

„Ich habe nichts mehr, Kamerad! Bis zum Hals stecke ich in Schulden und die Krawattenbinder werden immer impertinenter."

Terge lachte verschmitzt auf und stieß Perci nach Art der Betrunkenen vertraulich in die Seite.

„Thu doch nicht so, du alter Lump! Glaubst du etwa, ich wüßte nicht, was ich weiß — —"

„Was weißt du denn?" fragte Perci unruhig.

„Daß du mir zuvorgekommen bist! Sonst nichts, alter Junge!"

„Ich? Wo? In was?"

„Bin ich auf den Kopf gefallen, du Spitzbube? Was haben die Dukaten verbrochen, daß du sie festnahmst? Haha!"

„Was für Dukaten?" erkundigte sich Perci in krampfhafter Ruhe. „Ich weiß nicht 'mal, wie Dukaten aussehen!"

„O du Schuft! Die des alten Rumänen mein' ich! Drei Jahre habe ich mir den Schnabel danach gewetzt und jetzt hast du sie mir vor der Nase weggeschnappt. Ich sage dir, Perci, schön war das nicht von dir! Ich erkannte dich trotz des bunten Tuches vom Fenster aus. O du Spitzbube!"

Er lachte, bis er sich verschluckte und husten mußte. Dann fing er an, sich mit lauter Stimme zu beklagen.

„Ein netter Kamerad bist du, Perci! Mich nicht einmal theilnehmen zu lassen! Aber du mußt mir etwas abgeben! Ich habe dich gesehen — ich habe dich gesehen — dort gingt ihr —"

„Es ist nicht wahr!" stammelte Perci.

„Was? Lügen strafen willst du mich?" schrie Terge. „Ich, ich lüge?"

„So schweig doch, Mensch!"

„Aber ich will nicht schweigen! Gibst du mir was von den Dukaten oder nicht?"

„Ja, ja. Ich gebe dir —"

„Wieviel?"

„Zweihundert!"

Terge reichte ihm die Hand.

„Abgemacht, Kamerad!"

Nachdem Perci eingeschlagen hatte, richtete sich Terge plötzlich hoch auf. Alle Betrunkenheit wich aus seinem Wesen.

„Also, Perci," sagte er mit fester, ruhiger Stimme, „ich will dir auch etwas für deine Dukaten geben. Nimm das Gewehr zurück, das du mir vor drei Jahren gabst. Es ist mit Kugeln geladen."

„Was soll das?" fragte der alte Lump zusammenschreckend.

„Eil' dich," drängte Terge. „Die Polizei ist im Vorzimmer. Viel Zeit hast du nicht!"

Er holte das Gewehr aus der Ecke, in die er es beim Eintritt, als wenn er von der Jagd käme, hingestellt hatte, und bot es dem früheren Kneipkumpan. Aber der hatte nicht den Muth, danach zu greifen.

„Auch gut," meinte Terge. Er setzte sich den Strohhut auf und öffnete die Thür.

Von vier Gendarmen begleitet trat der Wachtmeister in's Zimmer.

„Im Namen des Gesetzes —"

Ehe es noch tagte, waren auch die Dukaten bis zum letzten Stück wieder zur Stelle. Terge ging zu dem alten Rumänen und brachte ihm die freudige Nachricht.

„Die Dukaten sind im Komitatshaus. Hier sind von den geliehenen dreihundert Gulden zweihundert zurück. Den Rest habe ich verausgabt. Wir müssen einen neuen Schein abfassen."

„Der gnädige Herr wollen das doch nicht etwa bezahlen?" fragte der alte Lazar, bis zu Thränen gerührt.

„Ja, warum denn nicht? Ich mag kein fremdes Geld."

„Aber wie soll ich Ihnen danken?"

„Durch ein Gläschen Slibowitz," scherzte Terge.

„Olga," schrie der alte Rumäne in das Nebenzimmer, „bring' ein Gläschen Slibowitz für den gnädigen Herrn Terge!"

Ein hohes, schwarzäugiges Mädchen trat ein. In der Hand trug sie ein Servirbrett mit Wasser und Slibowitz.

„Wenn der gnädige Herr belieben —"

Die Stimme war weich und angenehm.

„Auf Ihr Wohl, Fräulein!"

Das hübsche Mädchen erröthete bis in die Ohrläppchen.

Der alte Lazar sah Terge und seine Tochter eine Sekunde lang scharf an.

„Aber so heirathen Sie doch wenigstens meine Tochter, gnädiger Herr!" platzte er dann in grenzenloser Naivität heraus.

* * *

Es währte nicht gar lange, da erfüllte Terge den Wunsch des alten Lazar — aber nicht des Alten wegen, sondern weil sein Herz ihn trieb. Und nun mußte er's sich schließlich doch gefallen lassen, daß er die Dukaten bekam.

Die Frau im Urtheil der Denker.

Ist die Frau dem Manne gleichwerthig oder nicht? Die Frage ist schon oft erörtert worden und doch noch immer eine brennende. In seinen anthropologischen Studien „Die Natur der Frau" bringt B. Jaekel eine sehr interessante Zusammenstellung alles dessen, was die bedeutsamsten Denker aller Länder und Zeiten zu unserer Frage geäußert haben. Die Antike stellte das Weib geistig dem Manne gleich, in sittlicher Beziehung aber unter ihn. Man sah zu den Priesterinnen empor und ließ sich von ihnen belehren in Staatssachen und Philosophie, aber man sprach mit Verachtung von dem „bösen Weib". Durch das ganze Mittelalter geht dieselbe sonderbare Auffassung von dem Charakter der Frau. „Weib, du bist die Pforte zur Hölle!" ruft der Kirchenvater Tertullian, und Petrarca nennt die Frau einen Teufel, den Feind des Friedens, eine Quelle der Ungeduld und Urgrund aller Zänkereien. Nach Fischart gibt es nur zwei gute Weiber in der Welt, davon ist die eine gestorben und die andere nicht zu finden.

Unter den neueren Frauenfeinden ragen Schopenhauer und Eduard von Hauptmann hervor, von denen der eine das Weib die Numero zwei des Menschengeschlechts nennt, während der zweite (Hartmann, der übrigens zweimal heirathete) in ihm das unrechtliche und ungerechte Geschlecht erblickt. Demgegenüber stehen freilich andere Urtheile. Jean Paul nennt die Frauen das gute Geschlecht, und Rousseau sagt, daß sie das Böse auf Anstiften der Männer, das Gute aber aus sich selber thun. Hippel bezeichnet sie sogar „als das Volk Gottes" und erklärt, wenn sie zur Herrschaft kämen, würde uns das Reich Gottes näher sein, als es je gewesen ist.

Ebenso uneinig wie über ihr Gut und Böse sind sich die Denker über das Gemüthsleben der Frau. Nach Scherr ist die Frau idealer gesinnt als der Mann, während Goethe es für „bedenklich" hält, an „die Weiblen" ideelle Forderungen zu stellen. Friedrich Schlegel hat „bei den Weibern" nie „den Trieb zum Unendlichen gefunden", indessen Luther doch bezeugt, daß die Frauen viel stärker und brünstiger im Glauben sind als der Mann. Friedrich Schlegel spricht den Frauen Grausamkeit zu und den „völlig thierischen Mangel an Mitfreude", dafür sagen wieder Legouvé und Lecky, es eigne sich das Weib für keine Thätigkeit besser als für Werke der Barmherzigkeit.

Betreffs der pädagogischen Fähigkeiten der Frau sind Virchow, Michelet und zahlreiche andere Forscher einig, daß die Frau die geborene Erzieherin der Kinder ist. Alfred Brehms Urtheil ist dagegen vernichtend: „Nur gute Menschen können Hunde erziehen, nur Männer sind fähig, sie zu etwas Vernünftigem und Verständigem abzurichten. Frauen sind keine Erzieher und Schooßhunde daher auch stets verzogene, verzärtelte, launenhafte und nicht selten heimtückische Geschöpfe, denn der Hund ist das Spiegelbild seines Herrn." So gehen die Ansichten nach allen Seiten auseinander, und die Frage nach der Gleichwerthigkeit der Frau bleibt auch hier unentschieden.

Nieder mit dem Mieder!

In der Hofoper in Wien wurde unlängst Halevys „Jüdin" neu einstudirt. Diese Neueinstudirung dürfte, wie ein Wiener Blatt, wohl etwas optimistisch, erzählt, zum Ausgangspunkt einer ganz merkwürdigen, mit der Kunst scheinbar gar nicht zusammenhängenden Reform werden. Während einer der letzten Proben bemerkte der Direktor, daß eine der liebenswürdigsten Sängerinnen der Oper an einer besondere Kraft erfordernden Stelle den Athem nicht richtig eintheile. Da entrang sich ein tiefer Seufzer der Brust des Direktors.

„Ja, ich weiß," sagte Mahler, indem er die sehr angenehme zierlich-mollige Gestalt der Frau Förster-Lauterer mit einem langen, durchdringenden Blick maß, — „ich predige gewiß tauben Ohren, aber es ist meine Ueberzeugung, daß an all diesen Athemsünden der Sängerinnen nichts schuld sei als dieses verdammte, ja verbrecherische Mieder!" Die Damen Förster-Lauterer, Kurz und Elizza erschraken nicht wenig, als der Direktor plötzlich von solchen Toilettengeheimnissen zu sprechen begann. Aber Mahler ließ sich in seiner Entrüstung nicht stören und fuhr fort: „Jawohl, meine Damen, ich hoffe, daß bald jene Zeit kommt, wo sich eine Dame schämen wird, in dieser aller Gesundheit hohnsprechenden Einschnürung auf die Straße zu gehen. Schauen Sie sich doch Frl. v. Mildenburg an! Sie hat das Corsett zum Teufel geworfen und kleidet sich reformgemäß. Und glauben Sie mir, sie singt seither viel leichter und phrasirt vor allem stets richtig. Aber freilich, nicht jede Dame ist so viel Künstlerin, der Kunst auch ein Opfer zu bringen — wenns die Schneiderin nicht erlaubt."

Die Probe verlief infolge der gedrückten Stimmung der Damen recht traurig. Die Laune hob sich erst — allerdings zu beträchtlicher Heiterkeit — als es zum Abschied kam. Da rief nämlich der zu allen Tagesstunden lustige Herr Slezak mit einem bedeutsamen Blick auf den Direktor den Damen als Adieu zu: „Meine Damen — ich hoffe — auf Nimmer-Miedersehen!"

Auf ihre Hand.

Von Julius Sturm.

Du treue Hand, die ohne Beben
Einst meiner Hand so fest vertraut,
Hast mit mir ein zerfall'nes Leben
Zu neuer Schönheit aufgebaut.

Du weiche Hand, in trüben Tagen
Hast Du so freundlich mich gepflegt,
Liebreich gesorgt für mein Behagen
Und mir den Pfühl zurechtgelegt.

Du kluge Hand, die Melodien,
Die mir die blüh'nde Lippe singt,
Begleitest Du mit Harmonien,
Daß voll das Lied zum Herzen dringt.

Du fromme Hand, in heil'gen Stunden
Hast Du die meine sanft gedrückt,
Wenn uns die heiligste der Kunden,
Das theure Gotteswort, erquickt.

Du fleiß'ge Hand, die nur zum Dienen
Von früh bis Abend froh bereit,
In Dir ist mir das Bild erschienen
Der echten deutschen Weiblichkeit.

Drum schwärmt auch rastlos mein Gedanke,
Mein Lieb, um Deine liebe Hand,
Ein Falter, den die Blüthenranke
In ihren Zauberkreis gebannt.

— Boshaft. Fremder: Sagen Sie: in Ihrem Städtchen praktiziren wohl viel Aerzte? Einheimischer: Warum? Fremder: Es macht so 'nen ausgestorbenen Eindruck.

— Glückstag. Studiosus (ein Bierlokal betretend): Ist das heute ein Glückstag! Vorhin habe ich meiner Anna den ersten Kuß gegeben und jetzt wird frisch angestochen.

— Der Amateur. Herr (zum Gerichtsvollzieher, der bei ihm pfändet): „Bitte einen Augenblick, ich will blos meinen Apparat holen, um Sie dabei zu photographiren!"

Eine Pariser Schönheitsfabrik.

Eine merkwürdige Pariser Kunstfärberei, in die noch kein Mann gedrungen ist, schildert Georges Bourdon im Figaro. Sie beschäftigt sich mit einer ungewöhnlichen Art des Farbenauftragens. Hier werden die Blondinen brünett, die Brünetten hell gefärbt. Die „Fabrik" befindet sich in einem alten Hause nicht weit von dem Bahnhof Saint-Lazare in einer verschwiegenen Straße. Steigt man eine Treppe hinauf und klingelt links, so führt das öffnende Mädchen den Besucher durch ein nüchtern möblirtes Vorzimmer in einen Salon, in dem sich Möbel aller Stile mit Nippsachen aller Art befinden. Die Inhaberin des Etablissements versteht eben ihr Geschäft sehr gut. Trifft man bei ihr eine Dame, bei der man am Tage vorher gespeist hatte, und fragt: „Wirklich, Sie kommen auch hierher, um sich färben zu lassen?" so bekommt man die Antwort: „Färben! Ich? Ich habe mir einen Schrank à la Louis XVI. angesehen, von dem man mir erzählt hat." Die Besitzerin des Geschäfts ist eine Frau im reifen Alter. Ihre kastanienbraunen Haare mit rothen Reflexen sind ein Wahrzeichen des Hauses; unter den hoch aufgestreiften Aermeln werden ein rundlicher weißer Arm, safrangelbe Hände und sepiabraune Nägel sichtbar. Wenn man ihr sein Anliegen vorgebracht hat, so ertheilt sie die nöthigen Rathschläge; sie ist Künstlerin und kennt die Gesetze der Complementärfarben. Dann wird man in die „Fabrik" hineingelassen, die ein einfaches, nicht zu großes Ankleidezimmer ist. An der Wand befindet sich eine weiße Marmortoilette, zwischen den Fenstern ein Spiegel mit einer zweiten, auf der Bürsten, Kämme, Puderbüchsen, Nadeln in allen Größen und Formen und allerlei Hautsalben liegen. Im Hintergrunde ist eine Thür, die durch einen Schirm verstellt ist; daran hängen Pudermäntel mit ockergelben Flecken vom Henna, dann sieht man einen Handtuchhalter, Kleiderriegel an den Wänden, alte Sessel, die vom Tropfen nasser Haare schmutzig geworden sind. Es geht wie in einem Bienenkorb zu; alle arbeiten oder werden bearbeitet. Hier treffen und mischen sich die Frauen aus der großen und der halben Welt, vornehme Damen, Sterne aus dem Café-Concert, Schauspielerinnen usw. Und wenn alle diese eleganten und schönen Damen Rock und Taille ausgezogen haben und im Unterrock und Corsett erscheinen — die einen mit ihren Unterkleidern aus Spitze und Seidenmusselin rauschend, die anderen streng und würdig in Taffet — so schwatzen und zwitschern sie unter dem gleichmachenden Pudermantel in den Pausen zwischen den vielfachen Phasen des Färbens. Schnell und geschickt hantirt die Herrin des Hauses mit gelben, schwarzen und grünen Farben, die sie in irdenen Töpfen zerreibt und mit einem großen Pinsel auf das Haar aufträgt. Ist ein Kopf fertig, so ruft sie eine andere Dame, während die schon behandelte sich eine, zwei oder drei Stunden auf einem Sessel niederläßt, bis die gewünschte Wirkung erzielt ist. Von Zeit zu Zeit zeigt sich über dem Schirm, der die Thür im Hintergrund verbirgt, ein kleiner Topf am Ende einer starken Männerhand: diese gehört dem Gatten der Dame, der, allen Blicken verborgen, die Mixturen bereitet und ihr hinreicht. Während man wartet, plaudert man. Man spricht von der gestrigen oder morgigen Première, vom Boulogner Wäldchen, von Longchamp oder Auteuil, vom Lande, von Reisen, von Männern....

„Wie gut Sie Ihre große Scene gespielt haben, Fräulein!"

„O gnädige Frau!"....

„Du hast Glück, daß er Dir Dein Auto bezahlt hat!"...

„Werden Sie dies Jahr wieder nach Schottland gehen, liebe Freundin?"

„Nein, mein Mann geht mit mir nach Christiania, und die Kinder bleiben bei Mama."

„Bin ich bald fertig? Schon zwei Stunden trage ich meinen Helm!"...

Die Inhaberin der Fabrik spielt ihre Rolle in diesem Sprachenconcert. Unter der Douche wäscht sie die Köpfe, u. ihr Mann bearbeitet mit dem Fuß den Trockenapparat. Und plötzlich ist das vorher graue oder braune Haar blond mit goldenen Reflexen. Etwas Oel gibt ihm noch die nöthige Geschmeidigkeit, und die Schönheit ist fertig. 30 bis 80 Francs werden der Zauberin für ihre kunstvolle Arbeit in die Hand gedrückt, und zum Schluß heißt es: „Nur Sie können in Paris derartige Farbentöne hervorbringen!" Und Abends nach dem Diner: „Liebe Freundin, Sie sind eine außerordentliche Frau. Seit fünfzehn Jahren haben Sie sich nicht verändert. Sie haben noch kein einziges weißes Haar....!"

— Der kranke Trinker. „...Also von der Medizin nehmen Sie dreimal täglich 10 Tropfen in Wasser." — „Und worin kann ich das Wasser nehmen, Herr Doktor?"

— Letzte Hoffnung. „Ihre Frau haben Sie wohl bald geheirathet, nachdem Sie sie kennen gelernt hatten?" „O nein, erst habe ich noch mehrere Jahre in der Lotterie gespielt!"

— Bekehrung. Hausherr (vom Verein zurückkehrend, wo er eben einen eindringlichen Vortrag über Nächstenliebe gehört): Gleich morgen früh legt Ihr Teppiche vom Corridor bis zur Hausthür! Frau (erstaunt): Warum? Hausherr: Wenn ich wieder 'nen Geschäftsreisenden die Treppe 'runterwerfe, soll er wenigstens weich fallen!